

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift

Band: 9 (1905)

Artikel: La Serenata

Autor: Ziegler, Armin

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-574109>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Lehrer zu bedeuten habe. Die Verschwörer sahen sich gegenseitig betroffen an und schwiegen. Dann begann Siegel zu erklären, Saling fiel ihm ins Wort, Siegel sprach lauter, Saling überschrie ihn, und schließlich endete dieser merkwürdige Vortrag mit den Worten: „Sie sollen auftreten, Sie müssen Konzertfängerin werden!“

Als sie diesen Gipfel ihrer Verehrsamkeit erreicht hatten, hielten beide Herren inne und betrachteten mit Spannung ihre Schülerin, die sprachlos in einem Sessel saß.

Buerst hatte Hilde Lust zu lachen; dann wurde sie ernster, und dabei drückte sich in ihren Mielen soviel Kummer aus, daß die Männer erschraken. Sie schwiegen betreten und warteten ungeduldig ängstlich, bis Hilde sprach.

„Ich finde es rührend von Ihnen, daß Sie sich soviel Mühe mit mir geben. Vielleicht begreifen Sie, daß ich schon selbst daran gedacht; aber ich bin noch immer zur rechten Zeit aus diesen Träumen erwacht. Ich sollte Ihnen eigentlich nicht erst sagen müssen, warum ich Ihrem und meinem Wunsche nicht nachgeben darf. Ich bin verheiratet, und die Pflicht bindet mich ans Haus. Mein Mann würde wohl auch nie seine Einwilligung geben, und seine Freunde würden mich auslachen.“

„Nein!“ Dr. Saling richtete sich sehr bestimmt auf. „Nein, sie werden nicht lachen, wenigstens die nicht, auf die es ankommt. Dr. Frei . . .“

Hilde unterbrach ihn fast heftig: „Was ist mit Dr. Frei?“

„Ich habe mit ihm darüber geredet. Er ist die Ursache, daß ich in Ihr Haus kam, und da er Ihnen auch Siegel empfohlen hat, so sprach ich natürlich zuerst mit ihm.“

„Was hat er gesagt?“

„Ja — warten Sie mal — anfänglich saß er nur da und nickte immerzu. Dann meinte er, daß er diese Entwicklung der Dinge schon lange erwartet hätte und daß Sie tun möchten, was Sie glücklich macht. Das sei das Wichtigste!“

„Und mein Mann?“

„Dem müßte man die Sache eben klar machen, sagte Frei, und er glaube, daß Dr. Rainer schon dazu gebracht werden könnte, seine Einwilligung zu geben.“

Hilde erhob sich. Sie war entschlossen und darum ganz ruhig. „Ich werde selbst noch mit Dr. Frei reden und bitte Sie, die Angelegenheit jetzt mir zu überlassen; ich möchte nicht, daß mein Mann unnötig beunruhigt wird! Einstweilen drängt ja die Entscheidung noch nicht, da ich jedenfalls noch sehr viel zu lernen habe. Und arbeiten wollen wir tüchtig — um des Selbstzweckes willen!“

Als Hilde allein war, schrieb sie sofort ein Billet an Dr. Frei und bestellte ihn auf den Spätnachmittag, wann Rainer Krankenbesuche mache.

Dr. Saling hatte Karl Frei bereits die Unterredung mitgeteilt. So kam er vorbereitet zu Hilde. Um ihr eine Erklärung zu ersparen, begann er sofort von den Siegel-Salingischen Plänen zu reden. Seiner Ansicht nach war Hilde genügend begabt, um ein Recht auf die Ausübung ihrer Kunst zu haben. Und darauf allein komme es an, erklärte er.

Hilde gestand ihm, daß sie seit jenem Konzertabend mit einer großen Sehnsucht, öffentlich aufzutreten, zu kämpfen habe. „Aber,“ sagte sie bekümmert, „ich darf doch im Ernst nicht daran denken. Fritz ist fehlengut; doch er hat mich entschieden nicht geheiratet, damit ich von einer Stadt zur andern reise und fremden Leuten etwas vorsinge. Dafür wird er sich wohl bedanken.“

„Wenn es aber Ihr Glück ist! Es wäre mehr wie grausam, wenn man Ihnen nicht geben würde, was Ihre innere Natur verlangt.“

„Ja,“ sagte Hilde langsam, „wenn es mein Glück ist, wenn meine innere Natur wirklich nach öffentlicher künstlerischer Betätigung verlangt. Aber tut sie das?“

„Hilde!“

„Ah, lieber Freund, nun sind Sie enttäuscht. Sie glaubten, es gelte, ein Menschenrecht durchzusetzen, und Sie finden nur eine Frau, in der die Künstlerin, die nach der Welt verlangt, mit dem Weibe kämpft, dem sein Heim vollauf genügt. Sehen Sie, wenn ich fühlte, daß ich zu Grunde gehen würde, wenn ich nicht meiner Kunst leben dürfte, dann fände ich wohl die Kraft, ein Entweder-oder aufzustellen. Aber bis heute war ich bei dem Gedanken, daß ich auf öffentliches Auftreten verzichten müsse, nicht allzu unglücklich, und ich weiß nicht, ob die Erfüllung meiner Sehnsucht mich so froh stimmen würde, wie sie vielleicht meinen Mann traurig macht.“

Frei fühlte, daß in dieser Frau nicht ein Hauch von Eitelkeit die Reinheit ihres künstlerischen Strebens trübte, und gerade deshalb gab er sich Mühe, das Notwendige für sie herauszufinden.

„Ich ehre Ihre Zweifel, liebe Freundin, weil sie aufrichtig sind, und ich halte es ebenfalls für klug, Fritz noch nichts zu sagen. Sie selbst werden, wenn Sie den Gedanken gründlich prüfen, sehr bald das Richtige erkennen. Dann ist es Zeit, mit Ihrem Mann zu sprechen. Einstweilen genügt es, wenn Sie Siegels Pläne erwägen und fleißig bei ihm studieren. Wenn ich Ihnen helfen kann, dann rufen Sie mich nur . . . Sie wissen jetzt, wie ich über die Sache denke.“

In diesem Sinne mußte Frei auch mit Siegel und Saling gesprochen haben; denn beide erörterten die Frage nicht mehr. Jeder tat nur heimlich, was er konnte, um der jungen Sängerin den Beruf einer ausübenden Künstlerin in möglichst rosigem Lichte zu zeigen.

(Fortsetzung folgt).

La Serenata.

Novelle von Armin Siegler, Zürich.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Vor ein paar Jahren war ich in die kleine Universitätsstadt B. gezogen. Dort hatte ich bald einen Freund gefunden, den Professor M. Noch heute begreife ich nicht recht, wie ich ihn, der sich menschenhass von allem Verkehr zurückzog, so bald kennen lernte, wie es kam, daß er mich von Anfang an nicht nied wie alle andern Leute. Der Umgang mit mir schien ihm

wohl zu tun; darum verkehrte ich täglich bei ihm und gewann ihn so trotz seiner Verschlossenheit auch meinerseits immer lieber.

Es war ein eigenartiger Mensch, mein Freund M. Wie in einem Vulkan muß es in ihm gegliedert haben; doch äußerlich war er unbeweglich wie der Berg und starr wie erkaltete Lava.

Es muß ein grausiges Leid gewesen sein, das ihn in so

dustere Einsamkeit zu bannen vermochte. Da wühlte er wohl gierig in einer brennenden Wunde und freute sich mit Volllust der grimmigen Schmerzen.

„Ich suchte ihn immer daran zu hindern, doch gelang's mir nie ganz, wohl am besten noch mit Musik.“

Er lebte mit seiner zwanzigjährigen Tochter zusammen. Zwischen ihnen herrschte aber ein ganz eigenartiges Verhältnis. Sie umgab ihren Vater mit treulicher Liebe. Er liebte sie auch, aber mit einer gewissen scheuen Verehrung. Langstlich war er stets um ihr Wohl besorgt. Glücklich über sein gutes und schönes Kind war er aber nie. Es legte sich, sobald er sie anblickte, sobald er von ihr sprach oder an sie dachte, ein unerklärlicher Ausdruck über seine Züge, ein Schatten, etwas rührend Qualvolles. Es war wie ein Mitleid, ein Bedauern. Oder wie ein Schuldbewußtsein. Es mußte mit seinem Leid zusammenhängen.

Eines Tages erzählte mir nun seine Tochter, daß morgen, am 14. März, sein Geburtstag sei. Da wollte sie ihn gerne mit einem Lied überraschen, er liebe die Musik ja so sehr. Sie habe es bei einer Freundin kurzlich gehört, ihm werde es wohl neu sein und sicher gefallen.

„Es ist,“ fuhr sie fort, „eine wunderbar schöne Serenata: 'Der Engel Lied'. Ich habe gehofft, daß mein Bräutigam“ — sie war nämlich mit einem jungen Arzt verlobt — „die Violinstimme des Liedes und ich Gefang und Klavier übernehmen könne. Und nun mußte Curt ganz unerwartet verreisen.“

Sie bat mich dann, ich möchte für ihn einspringen, damit die Überraschung doch noch möglich sei.

Ich hatte keinen Grund, ihr, die ich wie eine Tochter liebte, dies abzuschlagen.

Mein Freund schien mir an seinem Geburtstagabend noch trüber als gewöhnlich zu sein. Durch unser Spiel hoffte ich ihm, wie schon oft, etwas Frieden zu bringen.

Wir stimmten an, die ersten Klänge rauschen zu ihm hin.

Doch er wird plötzlich bleich; eine so namenlose Dual malt sich auf seinen Zügen, daß wir, wie gelähmt darob, innehalten.

„Willy, was ist dir? Bist du frank?“

Ich rufe es aus, voller Schreck.

Doch er starrt um sich, mit trem, verlorenem Blick, und stößt vereinzelt, halb unverständliche Worte hervor. Viele sind's und ohne Zusammenhang, kurz abgebrochen, röhrend.

„Dieses Wort frank... So sagte er auch! Und das Lied... dieses Lied... jetzt... heute... heute... und vor sechzehn Jahren... sechzehn Jahre... hätte ich... Nelly... Nelly... vergib!“

Er sieht einen Geist und redet auf ihn ein.

„Du kannst es nicht? Ha, du mußt... mußt... Ich sage, du mußt, Nelly!... Haben es nicht deine Augen auch gesagt, du woltest! Ja doch, du selber!... Ja, ja, ja!... Aber kannst du's auch?... Kannst du's...“

Und plötzlich ein verzweifelter Aufschrei, ein gräßlicher, wie der eines Verdammten oder Wahnsinnigen.

„Verzeih!“

Doch jetzt quellen lösende Tränen aus seinen Augen, und durch ihren Schleier sieht er das Schreckliche nur noch gedämpft. Trotzdem leidet er aber, leidet noch unsagbar.

Plötzlich springt er auf. In sein Studierzimmer, an seinen Schreibtisch stürzt er. Dann fliegt die Feder wie gejagt über's Papier, stundenlang.

Wir waren ihm gefolgt, da wir für ihn fürchteten.

Als er aber schrieb und immer noch schrieb und es schon spät geworden, schickte ich seine Tochter, die aufs äußerste angegriffen war, zur Ruhe. Ich versprach ihr, bei ihm zu wachen; da ging sie, wenn auch widerwillig. Er hatte unser Flüstern nicht bemerkt und nicht geachtet, daß sie leise sich entfernte.

Dann setzte ich mich zum Kamin. Er sollte nicht gestört sein und doch fühlen, daß er nicht verlassen. Er duldet mich in seiner Nähe.

Neben mir knisterte das Holz in der Flamme; dann krachte es und knisterte wieder. Sonst war alles still, gedrückt. Der rote Feuerschein irrte ruhelos durchs Gemach, bald heller, bald dunkler. Sie und da glitt er in jähem Aufslackern über sein Gesicht, über das Papier. Es war wie der heraufbeschworene Geist der Erinnerung.

Da sah ich nun, wie ein ganzes Leben und sein ganzer Kampf an meinem Freunde nochmals vorüberzog, und wie er alles noch einmal durchlebte und durchlitt. Wie er doch alt schien dabei! Mit seinen kaum fünfzig Jahren ein Greis!

Er schrieb in der Glut des Fiebers und schrieb mit seinem Herzblut.

Und endlich, endlich nach langen, bangen Stunden stand er auf. Er wollte die Papiere verschließen. Doch auf einmal, in mächtigem Impuls, zog er sie wieder hervor, trat auf mich zu und reichte sie wortlos mir. Fest drückte er sie in meine Hand, damit er sie mir ja nicht wieder entreißen könnte, wenn die Versuchung etwa über ihn käme. Ein unergründlich tiefer Blif der Dual begleitete sie.

Noch in der selben Stunde las ich alles und litt es auch durch. Dabei blickte er auf mich, wie ich vorher auf ihn. Aber sein Auge war matt, hie und da nur aufslackernd in irrer Glut.

Und als ich seine Beichte gelesen, drückte ich ihm stumm und warm die Hand.

Die Erregung dieser Stunden aber hatte ihm den Sarg geöffnet. Eine tüchtige Krankheit, die wohl schon lange an ihm gezecht haben mochte und jetzt neue Nahrung fand, hat ihn gefällt. Da erschloß sich ihm die langersehnte Ruhe. Es war im Grabe.

Und heute läßt ich ohne Bedenken den Schleier von dem Geheimnis, das er so lange sorgfältig verschlossen. Er selbst hat mich in seiner letzten Stunde darum gebeten.

„Und kann mein Schicksal,“ so sagte er, „einen andern Menschen vor dem gleichen Fehler und dem gleichen Dornenweg bewahren, dann...“

Da schnitt Freund Tod den Faden durch.

Hier ist nun, was er geschrieben mit seinem Herzblut. Es ist ein Schwanengesang. *

Auch ich war einst glücklich. Jeder Mensch ist es einmal länger oder kürzer. Auch der Ärmste der Sterblichen ist es einmal, muß es einmal sein und wäre es nur einen Augenblick, wäre es nur, um das kommende Unglück tiefer zu fühlen. Vom Licht weg ist der Schatten, die Nacht dann um so tiefer, dunkler, um so gräßlicher und unergründlicher. Und es muß auch noch die Bürde der sehnsuchtsbittern Erinnerung an Entschwundenes, nie wieder Lebendes mitgeschleppt werden. Man kann sie nicht abwerfen. Man will es auch nicht; denn sie ist doch noch süß, trog all ihrer Schwere. So geht's dann hinaus aus Glück und Frieden, aus einem menschenwürdigen Dasein, in den Hades trostloser, unendlicher Dualen. Und das graujam harte Schicksal, es treibt dich hinaus und will doch nicht schuld sein an deinen Leiden. Es will groß und gerecht dastehen, es wählt sich in Unschuld mit lächelnder Gleichgültigkeit und schiebt alle Verantwortlichkeit, alles, alles ab auf deine schwachen Schultern. Wie wenn du noch nicht genug zu tragen hättest! Auch schuldbeladen mußt du sein!

Ja, glücklich, unsäglich glücklich war ich! Vorbei ist's, schon lange!

Als Jungling schon liebte ich sie, meine Nelly. Sie aber war reich und ich arm. Da arbeitete ich, um sie mir zu erringen. Was das bedeutete: Mühe und Entbehrung, Entbehrung und Mühe. Arbeit ohne Unterbruch, ohne Erholung, ohne Vergnügen; tags Arbeit, nachts Arbeit in armeliger, kalter Dachkammer. Studieren, um vorwärtszukommen, Stunden geben, um mich zu erhalten, das war mein Los! Nur mit dem starken Stab der Hoffnung, den mir die Liebe in die Hand gedrückt, gelang es mir, den rauen Weg zu überwinden, und oftmals war ich mutlos.

Nach jahrelang hartnäckigem Ringen krönte Erfolg mein Streben. Noch jung wurde ich durch wissenschaftliche Arbeiten in meinem Fach bekannt, noch jung erhielt ich eine Professor und einen Namen. Da konnte ich eine Familie erhalten, da endlich wurde sie mein Weib.

Die Schaffensfreude, die mir zu all dem verholfen, war mir durch all die Jahre ins Blut übergegangen. Obgleich ich es nicht mehr nötig gehabt hätte, arbeitete ich mehr, als meine Stellung von mir forderte, arbeitete ich stetig angestrengt weiter.

Vielleicht nur zu viel!

Aber war es nicht tausendmal schöner jetzt zu wirken als früher, jetzt, wo ich täglich dafür belohnt wurde, nicht erst in ungewisser, ferner Zukunft! Und wie belohnt! Wenn ich müde heimkehrte, da empfing Nelly mich, strich mir mit schmeichelnd sanfter Hand über die müde Stirn. O, wie das gut tat! Und abends setzte sie sich an den Flügel, spielte und sang. Sie legte ihre ganze, tiefe Seele in Wunderklänge; es war ja für mich, und sie liebte mich unsäglich. Damals ahnte, glaubte, jetzt weiß ich es. Ich aber schwelgte träumerisch in den Tönen,

die sie mir weihte, vergaß alles um mich und wähnte mich in himmlischen Seligkeiten. Wähnte? — Nein, ich war!

Und nach einem Jahr schenkte sie mir ein kleines Engelein. Es war ihr liebes Ebenbild und für mich unaussprechlichste Freude. Was fehlte mir nun noch zum hehrten, reinsten Glück, das den Himmel auf die Erde zaubert? Ich besaß die treueste Gattin, ihre Liebe und all ihre Melodien, ich besaß ein anderes Kleinod, uns beide vereint in dem lieblichen Kindlein, ich besaß auch einen teuren Freund, ich hatte Arbeit und keine Sorgen, Verehrung meiner Studenten, Freundschaft und Achtung meiner Kollegen, ich wurde bereits als Autorität geschätzt. Und das alles trotz meiner Jugend, und alles hatte ich mir selbst, aus eigener Kraft, durch Mühe und Entbehrung errungen.

Da aber, nach vier Jahren unseres Zusammenlebens, nach vier kurzen, reichen Jahren nahte das neidisch grausame, teuflische Verhängnis. Es hieß mich mit rauher Hand den Himmel zerstören. Ich mußte gehorchen. Ich tat es, unbewußt, daß ich selber vernichtete, was mein Leben ausmachte. Ich glaubte, andere Menschen, was weiß ich, seien die Schuldigen, und fluchte ihnen. Und ich tat allen so bitteres Unrecht; denn ich selber war es, ich Verblendeter! Ich war zu glücklich gewesen, in einem seligen Taumel, der mich über mich selbst ins Unklare gestürzt hatte.

Oder bin ich's doch nicht gewesen, war's das Schicksal?

Alles kam unerwartet, plötzlich, als Frost, der ungeahnt schnell die schönen Blumen zerstört.

Draußen bittere Kälte, in unsern Herzen, unserm Heim, wo wir waren, für uns eitel Sonnenschein! Ahnungs- und furchtlos besuchte ich auch in diesem Winter mit Nelly die schönen Feeste.

An einem Märzabend war große Soiree, der Schlüß- und Glanzpunkt der Saison. Wie Kinder fast, so ungeduldig, hatten wir sie erwartet, eines für das andere sich freuend.

Nelly trug an diesem Abend als einzigen Schmuck eine rote Rose im tief schwarzen Haar. Ich liebte es so, und sie kam ja nur für mich, wie ich für sie. Gott, wie war sie schön! Ich betete sie an in wahnsinnig leidenschaftlicher Glut. Wenn sie mich voller Liebe anschaute, dann jubelte in mir, eine trillernd sich in den Aether schwingende Verbe, das göttliche Gefühl auf, daß dieses unvergleichlich herrliche Weib mein, so ganz nur mein sei.

Hochgehende Festfreude durchbrauste den großen, reichen Saal. Ein brandendes Meer. Wir tauchten unter in seinen Wogen und genossen. Und immer, waren wir einander fern oder nah, suchten und fanden sich unsere Blicke.

Doch dann ein Schlag, und alles war aus! Dahn meine Ruhe, entschwunden mein Glück!

Ein Dämon hatte sich genahmt und mit eisigem Atem mir ins Ohr geflüstert: „Blick auf dein Weib!“

Und mit schneidigem Hohnlachen war er dann weitergeilett, als teuflischer Friedensstörer auch andere, viele andere Sterbliche mit seinen grauen Krallen zu packen, ihnen das Herz zu zerfleischen. Es war die Eifersucht. Einst hatte ich sie verachtet, als machtlos verachtet. Nun rächte sie sich, überfiel mich, abnungslos wie ich war, und, wie es kam, ich begreife es nicht, aber ich unterlag. Die Saat des bösen Geistes ging auf in mir, wuchs und ward im Augenblick groß und stark.

War ich selber es, der nun zu Nelly hinüberlauerte, waren es meine Augen, die da so argwöhnisch hinüberblickten, meine Gedanken, die mir im schmerzenden Schädel wühlteten, meine Gefühle, mein Ich? Nein, tausendmal nein! Ich war es nicht! Es war eine fremde Macht, der arge Geist des Dämons, der mein Wesen trübte, der sich in meinem Körper eingenistet hatte, alles, was mein darin war, verdrängend, der um so leichteres Spiel dabei gehabt, als es vielleicht schon durch all meine Anstrengungen und mein unbegrenztes Schaffen gejähmt war. Er schaute, er dachte, er fühlte jetzt in mir und für mich.

Und der Geist, der böse Geist, der Teufel in mir, er schielte eifersüchtig aus mir zum Engel dort drüber und sprach dann:

„Mensch, blinder, siehest du nicht das Weib, dein Weib, und den Mann, deinen Freund, bejammen?“

Und ich sah es.

Und weiter sprach es in mir: „Mensch, blinder, siehest du

nicht, wie sie, dein Weib, deine dir angetraute Gattin, ihm, deinem Freunde, glückselig, wonnentrunknen zulacht, mit Blicken, wie sie sonst nur für dich glühen!“

Und ich sah es.

„Sieheht du nicht, daß sie ihn liebt, daß er sie verführt?“

Und auch das sah ich.

„Sieheht du nicht, daß sie zusammen deine Ehre bejudeln, die heilige Ehe brechen!“

Doch da regte sich das Gute in mir. Es war zurückgedrängt, weit zurück; nur im hintersten Winkel meiner Seele konnte es vor dem übermächtigen Feind noch ein Plätzchen behaupten.

Aber es kämpfte und erhob seine Stimme: „Dürfen sie nicht zusammen fröhlich sein, unchuldig, heute auch, wie schon oft! Missgönntest du es ihnen? Verkündige dich nicht an einem reinen Engel; es ist grundlose Eifersucht, die dich verwirrt, dich unglücklich machen will!“

Da glaubte ich dem Guten, lachte und freute mich.

Das Böse aber ward wieder mächtiger, besiegte das Gute und hieß mich hinübergehen, sie zu belauschen.

Und ich glaubte, der Rat sei gut und komme vom Guten. Ich glaubte, ich dürfe einen Augenblick der Eifersucht nachgeben, nur um mich zu überzeugen, daß sie richtig sei. Ich hoffte, das noch und konnte mich doch wieder nicht beruhigen. Und ich schlich mich hinüber.

Dort standen sie, die lieben, lichten Menschen, und da nahte ich, mit schwarzen Nachtgedanken. Dort Himmelsreime und hier Höllendunkel!

Sie standen zusammen an einem der Fenster, darinnen das Licht sich wiederspiegelte. Das war wie ein großes wachendes Auge hinter ihnen, und sie scheuteten es nicht. Ich aber sah nur ihre Augen. Ich sah, daß sie blitzen. Ich glaubte, es sei das Wetterleuchten über meinem Glück, ein Herald von Gewitter, Sturm, Untergang, und ich schauderte und schlich näher und näher, wie ein Dieb. Ich wollte ja auch stehlen und, wie ein ganz verstöckter, verwegener Räuber, am Tage: unter der Sonne ihres Glücks.

In dem Maße, in dem ich näher kam, wurde ich durch meine erniedrigende Handlungsweise gemeiner. O, hätte ich das damals schon gefühlt, wie ein paar Tage später, so klar und erdrückend, so beschämend! Dann wäre alles anders, besser gekommen.

Schon war ich dicht an ihnen. Sie hatten mich noch nicht bemerkt, in ihrem Eifer hatten sie für ihre Umgebung kein Auge.

Da aber schaute sie auf; ihr rascher Blick streifte über rasch, erschrocken mich, der schon so nahe war; dann traf er warnend ihn.

Und wie nach mondurchglänzter Zauberacht, nach ihrem geheimnisduftigen Weben und Schwärmen die nektischen Elfen plötzlich das Nahen ihres Feindes, des nüchternen Tages merken und in lautloser Eile in ihre Verstecke sich ducken, so war's mit ihren vertrauten Worten. Sie schwieben schon auf den Lippen, da mußten sie wieder zurück ins nie gelüftete Dunkel. An ihrer Stelle aber flatterten, unter bleichem Verlegenheitslächeln, gleichgültige Fragen über gleichgültige Sachen hervor. Sie waren unität, wie wissen, daß sie nicht hierhergehörten, verirrte Vögel mit matten Flügelschlägen.

Hatte ich nicht genug gesehen? In mir ging eine Gewissheit auf, groß und fast und klar, wie ein leuchtendes Nordlicht. Ich merkte nicht, daß es nur ein Bild war, das das Böse malte: so natürlich, eisig stand es vor mir. Ich forst und wähnte mich im ewigen Winter. Ja, das Böse ist ein schrecklicher Bildner mit seinem Können und seiner Macht!

Und nun hielt ich sie für falsche Schlangen, mich aber für die richtende Gerechtigkeit. Die ist aber blind; so wird sie doch dargestellt. Das wenigstens war ich damals auch. Ja blind!

Mit grimmigem Aufschnaufen drehte ich mich kurz von ihnen ab. Meine Zeit war noch nicht gekommen. Noch wollte ich sie nicht auseinanderreissen, wie reinigender Ost schlamm geballte Wolken. Erappen wollte ich sie, erappen bei einer Tat ihrer Untreue, klare Beweise wollte ich haben, und dann erst: Wehe ihnen! So wünschte es das Böse, und ich mußte ihm gehorchen, war ich doch durch meine Handlung sein Sklave geworden.

(Fortsetzung folgt.)





Bei Hellsau.

Nach dem nicht ganz vollendeten, letzten Gemälde von † Frank Buchser (1828—1890)
im Museum der Stadt Solothurn.